

Die Brakteaten, das Freigeld des Mittelalters

Von Fritz Schwarz

Auszug aus: Fritz Schwarz

Vorwärts

zur festen Kaufkraft des Geldes und zur zinsbefreiten Wirtschaft

Überarbeitete Neuauflage 2007

Veröffentlicht im Synergia Verlag, Wilhelm-Leuschner-Str. 36, 64293 Darmstadt

www.synergia-verlag.de, Alle Rechte vorbehalten

Originalwerk publiziert 1931 bei Genossenschaft Verlag Freiwirtschaftlicher Schriften, Bern

Copyright 2007 Synergia Verlag, Darmstadt

ISBN-13: 978-3-940392-01-5

Mit freundlicher Genehmigung von Frau Ruth Binde-Schwarz in Vertretung der Erben

Die Brakteaten, das Freigeld des Mittelalters

Seit der Erfindung des Geldes im heutigen Sinne des Wortes, um 750 vor Christi Geburt, ist dieses Geld in Form der heutigen Münzen bis um 1140 allein und ausschließlich gebraucht worden.

Erst im 12. Jahrhundert nach Christi trat hier für etwa 200 Jahre eine grundsätzliche Änderung ein, „die Kapitalsbildung, insofern das Kapital aus Münzgeld bestand,⁴¹“ wurde überall da verunmöglicht, wo das Geld nur noch als Tauschmittel und nicht gleichzeitig auch als Schatzmittel verwendbar war.

Wie ging das zu? - Ein Teil des Geldes der damaligen Zeit war nicht so dick und fest wie das heutige. Man nannte daher diese Münzen „Dünnpfennige“, im Gegensatz zu den anderen und den heute allgemein üblichen, die damals bei ihrer Einführung als „Dickpfennige“ oder „ewige“ Pfennige bezeichnet wurden. Auch der lateinische Name „Brakteaten“ deutet auf die geringe Dicke der Münzen, „dünnes Blech“. Tatsächlich waren die Brakteaten äußerst leicht und daher brüchig, ja sie wurden sogar gelegentlich so geprägt, daß sie leicht zerbrochen werden konnten - durch einfache Teilung machte man aus einem Pfennig Kleingeld, wenn man solches brauchte.

„Die Brakteaten waren die einzige Geldsorte, die vom 12. bis 15. Jahrhundert bei uns Geltung hatte“, schreibt Corragioni.⁴² Demgegenüber schreibt v. Schrötter im „Wörterbuch der Münzkunde“ (Berlin 1930, S. 169 ff.) allerdings, daß dieses Brakteatengeld nicht so stark verbreitet gewesen sei und in Frankreich, England und Spanien nicht verwendet wurde.

Das Entscheidende an diesen Münzen war nun, daß sie beim Tode des Landesfürsten durch neue ersetzt wurden, wobei dem Überbringer des alten Geldes ein Abzug für die Neuprägung gemacht wurde, Schlag-schatz genannt. Dieser Abzug bewegte sich um 20-25 Prozent herum.

41 L. v. Ebengreuth. Allg. Münzkunde und Geldgeschichte des Mittelalters, 1926.

42 «Münzgeschichte der Schweiz», Genf 1896.

Da man ja nie wußte, wann der Landesfürst sterben konnte, da auch oft willkürlich eine „Münzverrufung“ durchgeführt wurde, so lebte der Inhaber von Brakteaten in der gleichen Ungewißheit über das Schicksal seines Geldes wie der Inhaber der Ware, der auch nie weiß, wann der Wettbewerb, eine gute neue Ernte, Feuer, Wasser, Mode usw. seine Warenbestände entwertet. „Während der zweiunddreißigjährigen Regierungszeit Bernhards aus dem Hause der Askanier wurden gegen hundert verschiedene Ausprägungen von Brakteaten vorgenommen; die Münze wurde also durchschnittlich in jedem Jahre dreimal verändert.“⁴³

Im „Sachsenspiegel“ und im „Schwabenspiegel“, diesen Rechtsbüchern des frühen Mittelalters, war vorgesehen, daß eine Änderung der Münzen vorgenommen werde, „wenn neue Herren kommen“. Aber in Polen ging man so weit, daß man viermal im Jahre die „revocationes“, „innovationes“ oder „mutationes“ durchführte, wie diese Münzauswechslung etwa genannt wurde. Kulischer⁴⁴ berichtet auch von Verordnungen, die „ad tria fora“ - zu jeder Messe - neues Geld vorsahen. Johann II. hat in den Jahren 1350 bis 1368 im ganzen 86 mal die Münzen geändert, und in 150 Jahren gab es ebensoviele verschiedene Wienerpfennige.

Das Geldhamstern war damit einer Strafe unterworfen. Wer Geld zurückhielt, wurde mit einer harten Steuer belegt, wenn der Umtauschtag kam, und verlor nach einem Jahr sein Vermögen in Geld, sofern er es nicht rechtzeitig gegen die Entrichtung dieser Steuer umtauschte. Dabei blieben aber geschriebene Beträge die gleichen. Wer einem anderen 100 Pfund borgte, wer eine Rechnung auf eine bestimmte Summe ausgestellt hatte, der erhielt diese vereinbarte Summe im Gelde, wie man es an jenem Tage bewertete, an dem der Betrag bezahlt wurde. Dabei stellte sich aber in der Regel bald eine gewisse Gesetzmäßigkeit heraus: „Durch die jährlich sich wiederholende Verrufung erlitten die neu ausgegebenen Pfennige vom Tage ihrer ersten Ausgabe an schon durch den bloßen Ablauf eine Entwertung, die sich verhältnismäßig über das ganze Jahr verteilte und schließlich jene 25 Prozent erreichte, um welche der Einlösungspreis der alten Pfennige unter dem Nennwert der neuen stand.

43 Kulischer: Allg. Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters und der neuen Zeit, München 1928.

44 Kulischer, a. a. O.

Wurden z. B. in der Mark Brandenburg seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts zu Jakobi für 16 alte Pfennige 12 neue ausgegeben, so war deren Wert um Michaelis, also nach einem Vierteljahr, auch zu einem Viertel der zu Jakobi künftigen Jahres zu erwartenden Einbuße gesunken, d.h. nun waren erst 13 Pfennige im Handel so viel wert wie ein Schilling zu Beginn des Münzjahres usw. und damit erhöhten sich, sofern die übrigen Verhältnisse gleich blieben, die Preise der Waren.⁴⁵ Während noch zu Karls des Großen Zeit Rechnungsgeld und Zahlgeld ein und dasselbe gewesen war, änderte sich dies also nach der Einführung der Brakteaten. Je nachdem die Umwechslungssteuer groß oder klein war, wurden die Münzen bei der Zahlung gering oder höher bewertet. So verteilte sich die Strafe auf das Hamstern auf die verschiedenen Benutzer und zeitweiligen Inhaber des Geldes.

Damit freute sich jeder Geldinhaber, wenn er einen Betrag losgeworden war, sei es durch einen Kauf, sei es als Leihe an einen sicheren Schuldner, denn er war damit der Geldsteuer entronnen, und der andere mochte dafür sorgen, daß er das ihm anvertraute Geld schnell in Geschäfte stecken und da einen Verdienst herausholen konnte.

Die Geschichtschreiber wissen mit diesem Geldsystem nichts anzufangen. Sie beklagen die Verrufungen des Geldes. Andererseits aber kommen sie doch nicht darum herum, jener Zeit und ihren kulturellen Leistungen das höchste Lob zu spenden. Wenn Europa heute plötzlich aussterben würde und nach Jahrhunderten fremde Forscher hierher kämen, was würde sie mit der größten Ehrfurcht erfüllen? Es wären die Überreste der Bauten aus der Brakteatenzeit: Köln, Burgos, Straßburg, Bamberg, Chartres, Paris, Wells, Salisbury usw. Diese Bauten sind Zeugnisse einer Glanzzeit, die sie spielend zustandebrachte. Wenn sich heute einige Menschen zusammenschließen, so ist es, um vom Staate einen Zuschuß zu erhalten: damals haben die Vereinigungen der Gesellen von sich aus bei den Dombauten ganze Türmchen, Fenster oder Altarbilder gestiftet.

Wie kam das? – Um die Leistungen jener Zeit zu verstehen, muß man zweierlei wissen: erstens, daß das Geld umlaufen muß, wenn man

⁴⁵ Ebengreuth, a. a. O.

Arbeitsleistungen absetzen will, und zweitens, daß nichts den Umlauf des Geldes so unglaublich stark hemmt wie dessen Aufbewahrbarkeit ohne Schaden. Dabei darf man ein Drittes nicht außer Acht lassen: wenn das Geld ohne Unkosten zurückbehalten werden kann, was bei den Waren nie der Fall ist, so wird dadurch die Arbeit doppelt gehemmt: einmal findet sie nicht ungehemmten, störungslosen Absatz, es gibt Absatzstokungen, Wirtschaftskrisen und damit Arbeitslosigkeit. Sodann verarmt damit das arbeitende Volk, die Geldbesitzer können für das Dauergeld Zins verlangen, und die Unternehmer und Handwerker können nichts erstellen, ohne zuerst dem Gelde den Zins zu versprechen.

In den Jahren 1150 bis 1350 hatte man dagegen ein anderes Geldsystem. Hier diente das Geld, es beherrschte die Welt der Unternehmer und Arbeiter nicht; es war so verderblich wie die Waren und so hinfällig wie die Arbeitskraft des Menschen, die ebenfalls ständig vom Tod, der „Verrufung“, bedroht wird. Geld und Arbeit wurden damals dem gleichen Gesetz unterworfen; das Geld hatte keine Ausnahmestellung mehr, besaß nicht, wie Friedrich Engels schreibt, „eine Monopolstellung unter den Waren“⁴⁶ sondern war den andern Waren gleichgestellt worden, zum erstenmal in der Geschichte des Geldes.

Welches waren die Wirkungen dieser neuen Art Geld? Sie sind offensichtlich. Das Geld mußte umlaufen. Jeder gab es so schnell als möglich weiter. Damit wurde jedoch der Sparsinn nicht etwa abgetötet: man konnte das Geld auch ausleihen und erhielt dafür seinen Gutschein. Der Zinsfuß wurde dadurch naturgemäß bald gedrückt. Aber man sparte auch dadurch, daß man baute, seinen Erwerb in Besitz anlegte, an dem jedermann Freude und der Mitmensch Verdienst hatte.

„Die Folge dieser Einrichtung war, daß gar niemand ein Interesse hatte, das Geld zurückzuhalten, das er ja doch nur nach kurzer Zeit wieder mit Verlust auswechseln mußte, da nach der „Renovation“ die alten Münzen außer Kurs gesetzt wurden. So suchte jeder beim Auswechslungstermin überhaupt im Besitz von möglichst wenig Geld zu sein, um nicht viel zu verlieren. Er kaufte also vorher noch alles, was er bedurfte, sparte nicht die

⁴⁶ Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates, 1884.

besten Kleider, die schönsten Möbelstücke, das wertvollste Geschirr, Die Kunst und das Kunsthandwerk erhielten mächtige Impulse und waren immer voll beschäftigt. Alles wurde bar bezahlt, niemand hatte Schulden. Überall wurde gebaut. Die Bauern trugen goldene Knöpfe in doppelter Reihe an Weste und Kittel, silberne Schnallen hatte jeder Schuh. Zwischen Schloß- und Bauernstube war kaum ein Unterschied.⁴⁷

So entstanden die Schmuckkästchen Dinkelsbühl, Nördlingen, die Städtkultur des frühen Mittelalters überhaupt, ja eine ganze Reihe von Städten sind damals überhaupt entstanden, so Berlin, Bern, Freiburg i. d. Schweiz, Riga, Kulm, Thorn, die Marienburg, „der stolzeste Burgbau Deutschlands“.⁴⁸ Die Besiedelung des Ostens, diese vielleicht glänzendste Tat in der deutschen Geschichte ging in jenen Jahren vor sich.

„Die Zeit etwa vom Jahre 1150 bis zum Jahre 1450 ist eine Zeit außerordentlichen Aufschwungs, eine Zeit der Blüte der Volkswirtschaft, wie wir sie uns heute kaum mehr vorzustellen vermögen.“⁴⁹ Der Chronist von Dinkelsbühl schreibt am Ende seiner weitläufigen Forschung: „Ich glaube den Beweis erbracht zu haben, daß in diesem Gemeinwesen, sowie in den 60 andern deutschen Reichsstädten, in den 100 Städterepubliken des Renaissance-Italiens, in den 250 Städten Großgriechenlands einmal wenigstens ein Optimum (= Bestmögliches) der Menschheit erreicht worden war.“⁵⁰ Und an anderer Stelle: „Ein wunderbarer Volksfrühling trieb damals Blüten, die der heutigen Zeit fast unbegreiflich scheinen.“⁵¹

Und wirklich - wenn man die Lage der damaligen Arbeitenden mit der Lebensart der heutigen vergleicht, so steigt einem die Schamröte ins Gesicht. Damals erhielt ein gewöhnlicher Tagelöhner auf dem Lande 6-8 Groschen Wochenlohn, und da in dieser Zeit ein Paar Schuhe 2 und ein Schaf 4 Groschen kostete, so entspricht jener Lohn einem Geldwert

47 J. B. Rusch in den «Republikanischen Blättern» 1931.

48 Maier-Schirmeyer - Lehrbuch der Geschichte. Frankfurt 1926.

49 Damaschke, Geschichte der Nationalökonomie, Jena 1905.

50 Francé, Der Weg der Kultur, Berlin 1920.

51 Francé, Chronik von Dinkelsbühl.

unserer Tage (Anm. d. Vlg. zur Zeit d. Entstehung d. vorl. Buches) von ungefähr 80-100 Franken.

„Vielfach wurde von den Handwerksgesellen mit Erfolg auch noch die Freigabe des Montags, des sogenannten „blauen Montags“ verlangt und erreicht. Sie beanspruchten den Tag, um ihre gemeinsamen Angelegenheiten zu beraten oder sich in den Waffen zu üben, oder aber auch, was bezeichnend ist für die Lebenshaltung der städtischen Bevölkerung, um genügend Zeit zum Baden zu haben. Da die Zahl der streng innegehaltenen Feiertage mindestens 90 betrug, so brauchten die Handwerksgesellen, wenn sie auch noch die Freiheit des Montags erkämpft hatten, in der Woche durchschnittlich nur vier Tage zu arbeiten, und auch an diesen vier Tagen war für geregelte Arbeitszeit gesorgt. Als im Jahre 1465 die Herzöge von Sachsen die Schicht der Bergwerksknappen von Freiburg i. S. von sechs auf acht Stunden erhöhen wollten, beschwerte sich die Knappschaft sehr energisch dagegen.

„Der Lohn der Gesellen war ein außerordentlich hoher. So betrug z. B. der Tagelohn der Maurer- und Zimmergesellen in Kloster-Neuburg in Niederösterreich im Sommer 20, im Winter 16 Denare. Das Pfund Ochsenfleisch kostete zu jener Zeit in Niederösterreich 2 Denare. In Meißen mußten jedem Maurergesellen wöchentlich 5 Groschen „Badegeld“ verabreicht werden in einer Zeit, in der ein ganzer Scheffel Korn nur 6 Groschen 4 Pfennige kostete.

„Die Landesordnung, welche die Herzöge Ernst und Albert von Sachsen im Jahre 1482 erließen, ist in Bezug auf die Lebenshaltung der damaligen Handwerksgesellen außerordentlich lehrreich. Es wird als Höchstlohn festgesetzt für „einen Handarbeiter mit Kost wöchentlich 9 neue Groschen, ohne Kost 16 Groschen. Den Werkleuten sollten zu ihrem Mittag- und Abendmahl nur vier Essen, an einem Fleischtag eine Suppe, zwei Fleisch und ein Gemüse; auf einen Freitag und einen andern Tag, da man nicht Fleisch isst, eine Suppe, ein Essen, grüne und dürre Fische, zwei Zugemüse; so man fasten müsse, fünf Essen, eine Suppe, zweierlei Fisch und zwei Zugemüse und hierüber 18 Groschen, den gemeinen Werkleuten aber 14 Groschen wöchentlicher Lohn gegeben werden, so

aber dieselben Werkleute bei eigener Kost arbeiteten, so solle man dem „Pollierer“ – über 27 Groschen und dem gemeinen Maurer usw. über 23 Groschen nicht geben.

„Auch die reichen Stiftungen aus den Kreisen der Arbeiter zeugen von der Höhe ihrer Lebenslage. So haben in Danzig ums Jahr 1450 die Sack-, Kohlen und Kornträger zum Bau der Marienkirche 200 Mark bar gegeben und außerdem ein gemaltes Kirchenfenster gestiftet.“ (Damaschke, a. a. O.)

Und wie schildert Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ das Leben der Bauern in jener Zeit! Wahrhaftig, man schämt sich immer wieder neu über den seither erfolgten Niedergang der Kultur. Welche Feinheit der Sitten und Gebräuche, welche Schönheit der Reigen und Lieder, welcher Geschmack in den Wohnungen und den Gotteshäusern!

Woher aber, so fragt man, kam dieser Rückschlag, der zur Trennung der Kirche, zum Dreißigjährigen Kriege, zur französischen Revolution, zum Weltkrieg und zum Jazz führte?

Wenn man diese Frage beantworten will, so erinnert man sich unwillkürlich an die Geschichte des Turmbaues zu Babel. Als es den Israeliten gut ging, verfielen sie auf den Gedanken, einen Turm zu bauen, „der bis in den Himmel reicht“, d. h. in die Ewigkeit hinein. Und als es den Leuten des Mittelalters gut ging, da wolten sie ein Geld haben, das auch „ewig“ sein sollte - sie verlangten den „ewigen Pfennig“. Aber in beiden Fällen, kam es, wie die Bibel sagt. „Der Herr verwirrte ihre Sprache und sie verstanden einander nicht mehr.“ Heute versteht tatsächlich der Reiche den Armen und der Arme den Reichen nicht.

„Das ganze Mittelalter hindurch führte die Bevölkerung einen erbitterten Kampf um den sogenannten denarius perpetuus, die „ewige, keiner Veränderung im Lauf des Jahres unterliegende Münze“. ⁵² Man wollte ein Geld, das man auch als Schatzmittel und nicht „nur“ als Tauschmittel

⁵² Ebengreuth, a. a. O.

verwenden konnte. Nicht wenig mag zu diesem Verlangen beigetragen haben, daß die Einführung eines Geldes mit Umlaufzwang unbewußt geschehen war, nicht als sinn- und zweckvolle Tat. Hinzu kam, daß der „Schlagschatz“, der Abzug beim Umtausch, als Steuer bezogen und als Steuer betrachtet und daher oft auch in zu hohem Maße bezogen und daher mit Recht als eine Last empfunden wurde. So setzte sich der Wunsch nach dem „ewigen Pfennig“ nach und nach durch. In Augsburg und Freiburg konnten die Münzverrufungen einstweilen auf je vier Jahre hinausgeschoben werden. Dann folgte ein Bezirk nach dem andern. In England ersetzte man die Geldsteuer durch die Herdsteuer, wie man überhaupt jetzt anstelle des Schlagschatzes für andere Staatseinnahmen sorgen mußte. Nun war damit „die Bildung von Geldkapital erleichtert, die früher durch die als Besteuerung alles Bargeldes wirkende Verrufung so gut wie ausgeschlossen war.“ ⁵³ Aber mit der „Bildung von Geldkapital“ verschwand das Tauschmittel in den Strümpfen, Matratzen und Kästen der Sparer - und dafür fehlte es auf den Arbeitsplätzen.

Die Geschichtsschreiber unserer Zeit werden nicht müde, über die Verwerflichkeit der Geldverrufungen zu schreiben. Wie schon angedeutet, können sie sich aber das Aufblühen der Wirtschaft und die Verfeinerung der Kultur in jenen beiden Jahrhunderten nicht erklären. Ebenso stehen sie vor einem Rätsel, wenn sie bekanntgeben müssen, ⁵⁴ daß sich „alle Städte Österreichs“ gegen die Ausgabe von „schweren Münzen“ wandten und sie als eine Maßregel beklagten, die für Land und Leute „kein gemayner nucz nicht mug gesein, sunder ein ursach verderblicher Schäden mennichgeichs“. Die Geschichtsschreiber können diese Stellungnahme nicht verstehen, weil sie ebensowenig wie die Leute des frühen Mittelalters das Tauschmittel vom Schatzmittel zu trennen wissen, und glauben, beides müsse und könne im Gelde vereinigt werden. Aber man kann nicht das Geld hamstern und es gleichzeitig als Tauschmittel weitergeben; man versucht damit dem Gelde gleichzeitig zwei Aufgaben zu überbinden, die es unmöglich beide zusammen bewältigen kann.

⁵³ Ebengreuth, a. a. O. S. 274.

⁵⁴ Ebengreuth, a. a. O. S. 276.

Die Kirche hatte immer gegen den Zins gekämpft. Sie hat ihn als einen Vernichter des Volkswohlstandes, als Ausbeutung der Notlage anderer und als eine Schranke vor der Arbeit betrachtet, und mit Recht. Sie hat nicht anerkennen wollen, daß ein Zins bezahlt werden dürfe, weil doch der Geldempfänger mit dem Gelde auch einen Gewinn mache und daher dem Geldgeber einen Teil seines Gewinnes abgeben solle - weil die Kirchenväter einsahen, daß die Dinge ganz anders verlaufen, daß nämlich der Geldnehmer, der Unternehmer, nur deswegen einen Zins zahlen muß, weil das Geld fortwährend streiken kann, sich dem Tausche entzieht und damit zuerst den Mangel schafft, den dann der Unternehmer zur Erlangung eines Zinses ausnützen kann. Kann das Geld nicht mehr streiken, ist es reines Tauschmittel und ebenso verderblich wie die Ware, so kann auch der Unternehmer keinen Zins aus seinen Unternehmungen herauswirtschaften und das Märchen vom „Produktivkredit“, den das Mittelalter angeblich nicht gekannt habe, ist ausgeträumt. Die Kirche war drauf und dran, mit ihrer Forderung nach völliger Zinsfreiheit zu siegen. Wer ein anständiger Mensch war, lieb nicht mehr gegen Zinsen, und wer noch Zins erzwingen wollte, konnte das mit den Brakteaten nicht. In Frankreich, wo man diesen Angebotszwang des Geldes nicht kannte, stieg der Zinsfuß dagegen auf unerreichte Höhen: bis gegen 45%.

Mit der Wiedereinführung des Geldes dagegen, das verschätzt werden konnte, stieg auch wieder der Zinsfuß, es stieg damit die Ausbeutung der Arbeitenden aller Stände und Berufe. Der „arme Konrad“, der „Bundschuh“, die Spaltung der Kirche selbst gehen auf diese wachsenden Lasten zurück. Die Leute verloren das Zutrauen zur Kirche, die das Zinsverbot nicht mehr aufrechterhalten konnte. Sie sahen, wie es ihnen immer schlechter ging - die Niederlage der Bergknappen von Freiberg, die sich eine verlängerte Arbeitszeit gefallen lassen mußten, ist ein Beispiel für die wachsende Bedrängnis der Arbeitenden, und so mag dieses Schwinden des Zutrauens in die Kirche und ihre Macht über die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht wenig zum Zwist innerhalb der christlichen Kirche beigetragen haben. Luther wie Zwingli haben sehr scharfe Worte gegen den Zins gebraucht, „wer Zins nimmt, darf sich nicht für einen Christen ausgeben“, sagte Zwingli, und Luther: „Wenn man die

Welt jetzt ansieht durch alle Städte, so ist es nichts anderes, denn ein großer, weiter Stall voll großer Diebe.“ Sein Zeitgenosse, der Nationalökonom Sebastian Frank, meint: „Was für redlich Händel jetzt unter den Christen und christlichen Kaufleuten, Gesellschaften, Wucherern, Zinskäufern, Geldwechslern fürgehen, empfinden wir freilich allzumal wohl, auch das Kind in der Wiegen: das ist eitel Zinskauf, Fürkauf und das ganze Land mit unnützen Händel Gewaaren und Hanthierungen zu jedermanns Nachteil erfüllet. Viel wundert, daß kein Geld im Lande ist, die anderen, so die Sach baß bedenken, haben für ein merklich Wunderzeichen, daß wir, uns nähren, wie es doch Deutschland so mög kommen bei soviel unnützen müßigen Geyern.“

So war allenthalben eine böse Stimmung.

Heute haben wir immer noch das Gewichtsgeld, wie es die alten Griechen um 700 v. Chr. einführten, und dazu das Papiergeld der Chinesen, das man künstlich fast unverderblich macht. Wir sind aber im Begriffe, wieder das gute, alte, das Geld der Frühgotik, das reine Tauschmittel anstelle des griechisch-römischen Schatzmittels einzuführen, indem wir uns für dessen neue Form, das Freigeld, einsetzen. Der erste Teil dieser Schrift handelt von diesem Befreiungskampf des 20. Jahrhunderts.